

COLIN ROSS:**Amerika und das schwarze Weltproblem**

Chikago, im Mai.

Mussolini hat in einem Aufsatz die Frage aufgeworfen, ob Amerika in hundert Jahren einen schwarzen Präsidenten haben wird. Darauf antworteten die Amerikaner, daß dies erstens noch gute Wege hat und zweitens die amerikanische Negerfrage Europa nichts angehe.

Mit dem ersten haben sie recht, mit dem letzten unrecht. Einstweilen haben die amerikanischen Neger sogar den Gesandtenposten in Haiti verloren, der traditionsgemäß mit einem Farbigen besetzt zu werden pflegte und der einer der ganz wenigen höheren Beamtenstellen ist, die einem Neger in den Vereinigten Staaten offenstehen. Mit der Okkupation Haitis durch die amerikanische Marine verschwand der farbige Vertreter der amerikanischen Gesandtschaft, und ein weißer trat an seine Stelle.

Überhaupt sind die Sorgen Europas wegen einer Verniggerung der USA. zum mindesten verfrüht. Zunächst einmal stimmt die allgemeine Ansicht nicht, daß die Neger in Amerika sich rascher vermehren als die Weißen. Ihre Geburtenziffer ist allerdings größer, aber dafür ist die Sterblichkeitsziffer um so viel höher, daß die Weißen trotz aller Geburtenkontrolle noch immer besser abschneiden. Nun wird die schwarze Sterblichkeitsziffer sich selbstverständlich wie überall mit wachsender Hygiene dauernd senken, aber damit auch die Geburtenrate. Diese Erscheinung ist nun einmal international. Kein Volk, auch das fruchtbarste nicht, vermag sich dem auf die Kinderzahl drückenden Einfluß der modernen Zivilisation zu entziehen. Es ist durchaus bezeichnend, daß die wohlhabenden und gebildeten Neger in den großen Städten der Nordstaaten nur wenige oder gar keine Kinder haben.

Also die Gefahr, daß die schwarze Bevölkerung die weiße einmal überflügelt oder auch nur erreicht, besteht nicht. Im Gegenteil, der prozentuale Anteil der Farbigen an der Gesamtbevölkerung ist ständig gesunken. Zur Sklavenzeit betrug er ein Fünftel, nach dem Bürgerkrieg ein Siebentel, heute ein Zehntel. Allerdings trägt daran der Umstand mit schuld, daß nach 1866 die Einfuhr von Schwarzen aufhörte, während nach diesem Zeitpunkt der Zustrom der Weißen erst mit aller Macht einsetzte.

Zehn Prozent sind keineswegs eine bedrohliche Minorität. Auf der anderen Seite aber sind zehn Prozent von 120 Millionen immerhin 12 Millionen. Und 12 Millionen ist in jedem Falle eine Zahl, mit der selbst ein starkes und mächtiges Volk rechnen muß, vor allem, wenn es sich um einen derart unassimilierbaren Fremd-

körper handelt wie bei der schwarzen Rasse in Amerika, die allerdings mehr und mehr zu einer braunen geworden ist.

Das Wort von Gottes Mühlen, die langsam, aber sicher mahlen, ist sicher eines der wahrsten, die es gibt. Allein selten hat sich ein Unrecht nach langer Zeit so schwer und so bitter gerächt wie das des afrikanischen Sklavenraubes Amerikas. Das Grotteske und fast Tragikomische ist nur, daß dieses Unrecht sich erst zu rächen begann, als Amerika sich anschickte, es wieder gutzumachen, und die Sklaverei aufhob.

Mit der Aufhebung der Sklaverei begann erst eigentlich das, was heute das schwierigste, ja das unlösbare Problem der Vereinigten Staaten ist: die Einfügung der Farbigen in das weiße Amerika. Man hat geglaubt, diese Einfügung durch die Gewährung der Gleichheit der Schwarzen zu ermöglichen. Allein diese Gleichberechtigung ist selbst in politischer und rechtlicher Beziehung rein theoretisch. Jeder Richter gibt offen und unumwunden zu, daß ein Schwarzer leichter verhaftet und leichter verurteilt wird als ein Weißer, und die Vorenthaltung des Wahlrechtes ist zum mindesten in den Südstaaten eine offenkundige und gesetzliche Tatsache, trotz aller gegenteiliger Bestimmungen der Konstitution, die davon ausgeht, daß alle Menschen gleich geboren sind und den gleichen unverminderten Anspruch auf Freiheit, Leben und Glück haben. Der Staat, der mit dieser feierlichen Verkündigung der Gleichheit von allem, was Menschenantlitz trägt, in die Gesellschaft der Völker eintrat, behielt 85 Jahre nach dieser feierlichen Erklärung die Sklaverei offen und gesetzlich bei und hat sie im Geheimen und Ungesetzlichen im hohen Grade noch heute.

In dieser geheimen Beibehaltung der Sklaverei, zum mindesten der Unterdrückung der Schwarzen bei ständiger Betonung ihrer Gleichheit und der gleichen Rechte, liegt das Hauptübel. Und dies ist auch der Punkt, der das Interesse der übrigen weißen Völker berührt und der die Negerfrage der Vereinigten Staaten zu einem Weltproblem macht.

Lebensfragen von Rassen und Völkern lassen sich nicht mit Sentimentalitäten lösen. Auf der anderen Seite aber spielen Sentimentalitäten auch in der praktischen Politik eine erhebliche Rolle. Man braucht nur an „Onkel Toms Hütte“ zu denken oder an den rührseligen Propagandafeldzug während des Weltkrieges zugunsten des „edlen Frankreich“ und des „unglücklichen Belgiens“. Ideen, sei es auch nur in Form von politischen Hypothesen, etwa von der Überlegenheit einer Rasse über die anderen, sind entscheidende Faktoren im Weltgeschehen.

Der Glaube an die absolute Überlegenheit der weißen Rasse hat dieser die Welt Herrschaft gebracht. Sie kam ins Wanken, als der Weiße selber den Glauben an sich und seine Überlegenheit in Zweifel zog. Ein einmal erschütterter Glaube aber läßt sich nicht so ohne weiteres wiederherstellen. Und so müssen wir uns heute damit abfinden, daß die Herrschaft Europas über Asien vorüber ist; die über

Amerika ist seit einem Jahrhundert verloren. Aber Amerika ist wenigstens weiß, wenn schon nicht europäisch. Aber ist Amerika wirklich weiß und wird es weiß bleiben? Das eben ist die Frage, die auch für Europa von entscheidender Wichtigkeit ist.

Dazu ist zu bemerken, daß Amerika so lange weiß sein wird, als die weiße Kultur und Zivilisation die tonangebende auf der Erde ist. So ist heute Süd- und Mittelamerika selbst in jenen Gebieten „weiß“, in denen der Prozentsatz des farbigen Blutes größer ist als der des weißen, weil die weiße Lebensform eben das große allgemeine Vorbild ist. Und so wollen auch die Schwarzen der Vereinigten Staaten heute noch in ihrer überwältigenden Mehrheit Amerikaner, das heißt „Weiße“, sein und nicht Afrikaner. In dem Moment, wo infolge einer falschen Negerpolitik der Amerikaner diese Tendenz aufhören sollte und in dem an deren Stelle ein ausgesprochen afrikanisches Rassenbewußtsein tritt, beginnt die Gefahr.

Man muß die Weltsituation ohne alle falsche Sentimentalität und ohne alle falschen Hoffnungen sehen. Wir sind heute glücklich so weit, daß die weiße Rasse in Ostasien und bald in ganz Asien ausgespielt hat. Japan ist heute so stark, daß es bereits ganz offen und rücksichtslos seine Ansprüche auf die Vorherrschaft im Pazifik wie in Ostasien anmeldet. Nur eine gemeinsame Aktion aller europäischen Großmächte vermöchte Japan auf seinem Wege aufzuhalten. Zu einer solchen Aktion wird es aber wegen der Uneinigkeit dieser Mächte nie kommen. So wird Ereignis, was vom europäischen Standpunkt aus niemals hätte geschehen dürfen, daß Japan in China dominiert, oder daß diese beiden Mächte in irgendeiner Form eine gemeinsame Front bilden. Danach ist Ostasien politisch wie ökonomisch für die Weißen verloren, und Amerika hat mit Aufgabe der Philippinen ja auch bereits die Konsequenzen gezogen.

Unter solchen Umständen läßt sich auch die Aufgabe Indiens heute schon absehen. Und danach wird es sehr fraglich sein, ob der europäische Einfluß in Vorderasien aufrechtzuerhalten ist.

So bleibt für ein übervölkertes Europa, das seinen wichtigsten Absatzmarkt und zum Teil auch Rohstofflager verloren hat, lediglich Afrika. Aber auch dieses wird es nicht ohne Kampf halten können. Und es wird darum kämpfen müssen, will es sich einen genügenden Nahrungs- und Lebensspielraum für seine Millionen sichern.

Es sind dies alles Gedankengänge, die ich seit Jahren und Jahren immer wieder vertreten habe, die man aber nicht oft genug wiederholen kann, um die Blicke der in ihrem kleinlichen Familienzweist verlorenen europäischen Nationen auf die Dinge des Weltgeschehens hinzulenken, die von entscheidender Wichtigkeit sind.

Wir Weißen haben uns zu der Zeit, als es uns gut ging und wir noch die unumstrittenen Herren der Welt waren, den Luxus leisten können, theoretisch Ideen von der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Rassen zu vertreten und unsere

Erfindungen und Entdeckungen, unsere Maschinen und Waffen an alle Völker freigeig zu verteilen. Heute, spätestens morgen müssen wir um unsere eigene Existenz kämpfen.

Für seine Existenz braucht Europa Afrika. Um Afrika zu halten, darf es weder an seiner Überlegenheit der schwarzen Rasse gegenüber zweifeln, noch an seinem moralischen Rechte, sie zu beherrschen, ja nötigenfalls zu unterdrücken.

Wir können es uns heute einfach nicht mehr leisten, unsere Ausbeutungsabsichten mit falschen Phrasen zu bemänteln, etwa von „the white Man's burden“ oder von der „Vormundschafts- und Erziehungspflicht“ der weißen Rasse, die Farbigen so lange zu betreuen und zu entwickeln, bis sie reif zur Selbstverwaltung und Selbstregierung sind. Wohin eine solche Einstellung führt, haben die Amerikaner auf den Philippinen gesehen. —

Nein, man muß es einmal ganz klar voraussagen; Europa muß Afrika beherrschen um seiner selbst willen, um seiner eigenen Interessen willen. Und um diese Herrschaft aufrechterhalten zu können, muß es unerschütterlich an der Behauptung, meinetwegen an der Fiktion, festhalten, die überlegene, zum Herrschen bestimmte Rasse zu sein, die auch um des Wohles der von ihr Beherrschten willen an ihrer Herrschaft festhält. Dies ist aber nur möglich, erstens bei einer klaren reinlichen Scheidung zwischen den Rassen, zum andern, wenn radikal und prinzipiell mit der Idee gebrochen wird, Rassenfragen mittels Erziehung und Bildung lösen zu wollen.

Und damit sind wir wieder bei der amerikanischen Negerfrage und ihrer engen Beziehung zu der europäischen Herrschaft in Afrika. Die Amerikaner sind blinde Bildungs- und Erziehungsfanatiker, oder sie waren es wenigstens ganz allgemein bis vor kurzem. Spricht man mit einem Amerikaner, wenigstens einem aus den Nordstaaten, über das Rassenproblem, so antwortet er todsicher, dies sei eine Bildungsfrage, und es handle sich lediglich darum, den Neger auf das gleiche Bildungs- und Kulturniveau zu heben wie die Weißen. Heute schreibt der amerikanische Rassenpolitiker Madison Grant: „Es hat uns 50 Jahre gekostet, zu begreifen, daß die Erlernung der englischen Sprache, das Tragen anständiger Kleidung und der sonntägliche Kirchgang einen Neger nicht in einen Weißen verwandeln.“

Allein Madison Grant wird wegen dieses Ausspruches auch heftig angegriffen, und die offizielle Einstellung der amerikanischen Union ist noch immer die Idee, die Rassenfrage mittels Schule und Unterricht lösen zu können. Einzelne Philanthropen, wie beispielsweise Rosenwald, haben viele Millionen gestiftet, um jede kleine Gemeinde in den ehemaligen Sklavenstaaten mit einer guten Schule zu versehen.

Nun möchte ich nicht mißverstanden werden. Ich habe an sich weder etwas gegen Bildung, noch gegen Neger, noch auch gegen gebildete Neger. Ich bin nur dafür, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und sich nicht in unhaltbare Verhältnisse

hineintreiben zu lassen, weil man nicht den Mut hat, Gedanken zu Ende zu denken und Konsequenzen zu ziehen.

Es hat auch keinen Wert, sich über die Rassen, die man beherrschen will, Illusionen zu machen. Die Neger sind weder Kinder noch eine minderwertige Rasse, die zur Selbstregierung unfähig ist. Einmal sind sie körperlich hervorragend, gesund und kräftig. Unter den noch heute nackt lebenden Kavirondos und Schillucks, unter Kikuyus und Massais gibt es durchweg prachtvolle, sportlich durchtrainierte Gestalten, und zwar unter den Männern wie den Frauen. Charakterlich haben sie hervorragende Eigenschaften, vor allem den unvergleichlichen Frohsinn und Humor und die Gabe, sich in jede Lage zu schicken — daneben natürlich auch ihre Schattenseiten. Und was ihre Intelligenz anbetrifft, so glaube ich sowohl nach meinen Erfahrungen mit meinen afrikanischen Trägern und Wilden aus dem Busch wie mit akademisch gebildeten Schwarzen hier in Amerika wie seinerzeit in Afrika, daß die Neger sich unsere Bildung und unseren technischen Apparat genau so zu eigen machen können wie etwa die Japaner. Im allgemeinen überschätzen wir durchaus die Schwierigkeiten, die dazugehören, und unterschätzen die Farbigen.

Wenn Europa trotzdem eine Chance hat, Afrika zu beherrschen, so weil die Schwarzen als so ziemlich die einzige farbige Rasse einen primitiven Kulturzustand bis in unsere hochzivilisierte Epoche mit hinübergenommen haben. Diesen primitiven Kulturzustand heißt es nun mit allen Mitteln bewahren, will man die weiße Oberhoheit nicht gefährden; denn glaubt man nicht an die prinzipielle geistige Minderwertigkeit der Schwarzen — ein Glaube, den ich für einen gefährlichen Irrwahn halte —, so ist dieser primitive Kulturzustand die einzige Sicherung der europäischen Herrschaft.

Eine derartige Anschauung steht freilich im Gegensatz zu allen bisherigen Kolonisationsmethoden. Bisher galt es als wichtigste Aufgabe, den Schwarzen zu erziehen und auf einen höheren Lebensstandard zu heben. Darin waren sich sowohl Regierungsbeamte wie Importeure und Missionare einig, wenn auch von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus. Neben der allgemeinen Tendenz des Jahrhunderts war der stärkste Antrieb zur Zivilisierung der Farbigen das Exportbedürfnis der Industrie. In diesem Punkte begegneten sich sogar die Interessen der Pflanzler mit denen der Kaufleute; denn um die Schwarzen zur Arbeit willig zu machen, mußte man ihnen Bedürfnisse anerkennen, die sie nur mittels Arbeit auf den Plantagen befriedigen konnten.

Das sind bis vor kurzem alles Glaubenssätze der politischen und ökonomischen Weisheit in den Kolonien gewesen, und es wird wohl noch eine Weile dauern, bis man allgemein erkennt, welche Verwüstungen die kapitalistische Wirtschaft und das reine Gelddenken in den Kolonien angerichtet hat.

Verglichen damit ist die Sklaverei zum mindesten in ihrer milden Form der Haussklaverei die bessere Methode, wenigstens ist sie vom Standpunkt der weißen

Vorherrschaft die sichere. Sichert man den Minen und Pflanzungen durch einen leichten Zwang zur Arbeit die unbedingt nötigen Arbeitskräfte, so braucht man den Neger im übrigen nicht zu zivilisieren, braucht ihm nicht künstlich Bedürfnisse anzugewöhnen und kann ihn in seinen primitiven Lebensverhältnissen belassen.

Genau das gleiche ist im Grunde auch das Negerproblem in den Vereinigten Staaten. Die weiße Vorherrschaft in den Südstaaten wird ja nur durch die praktische Rückkehr zur Sklaverei und die Entrechtung der Farbigen gewährleistet. Ohne sie würde heute beispielsweise Mississippi von einem schwarzen Gouverneur regiert; denn zahlenmäßig übertreffen die Schwarzen dort die Weißen.

Nun kann man freilich Sklaverei, und zwar in jeder Form, als das größte moralische Unrecht ansehen — und die meisten von uns tun das ja auch —, allein in diesem Falle muß man sich auch darein fügen, einen Schwarzen gegebenenfalls als seinen Herrn über sich zu sehen. Überhaupt sind sich ja die wenigsten Europäer bewußt, was der definitive Sturz der weißen Oberherrschaft für sie bedeuten kann.

Andererseits sind sich ja auch die wenigsten Europäer klar, daß jede Sklaverei für den Herrn nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht bedeutet, und zwar die, für den Sklaven im Falle von Krankheit, Alter und Not zu sorgen. Diese Pflicht, die doch eigentlich die allernatürlichste und selbstverständlichste ist, hat sich der Arbeitsherr des kapitalistischen Systems, der sich mit einem grotesken Wort Arbeit„geber“ nennt, in genialer Weise zu entziehen verstanden. Wenn in unserer Epoche die Sklaverei abgeschafft wurde, so ja nicht aus humanitären Gründen, sondern weil das andere System der Ausnützung ohne Versorgungspflicht für den Arbeitsherrn das rentablere ist.

Amerika führt besonders gern große Worte im Munde, und hier pflegt man sich am pathetischsten über das menschenunwürdige Unrecht zu entrüsten, einem Menschen die persönliche Freiheit zu rauben. Dabei ist es im Lande der Freiheit um die Freiheit des amerikanischen Arbeitnehmers windig bestellt, und die zehn Millionen Arbeitslose, die es noch immer gibt, wären froh, sie könnten ihre „Freiheit“ verkaufen, wenn sie nur einen Abnehmer dafür hätten.

Das Wirtschaftssystem der Sklaverei hat das eine für sich, daß der Sklave einen Wert darstellt, den der Eigentümer natürlich zu erhalten sucht. Infolgedessen wurden Sklaven nie so rücksichtslos ausgenützt wie freie Arbeiter, besonders wenn Sklaven teuer sind und freie Arbeiter in beliebiger Zahl zur Verfügung.

In den Südstaaten repräsentierte ein Sklave, der ein Handwerk verstand, einen Wert von 2000 Dollar, und selbst ein einfacher Plantagenarbeiter war 800 bis 1000 Dollar wert. Ein solches Kapital setzte man nicht leichtsinnig aufs Spiel. Und so war es nur natürlich, daß besonders gefährliche und ungesunde Arbeiten in den Südstaaten, wie etwa das Graben von Kanälen in den Fiebersümpfen, nicht von Sklaven ausgeführt wurden, sondern von den sogenannten „armen Weißen“, die es auch in Sklavenstaaten von je gegeben hat. Heute ist das anders. Heute wird

überall in Amerika die härteste, heißeste und schmutzigste und unangenehmste Arbeit von Farbigen verrichtet; denn der arme Schwarze ist noch ärmer daran als der arme Weiße. Und wenn die farbigen Landarbeiter — zum Teil sind es auch weiße — durch das System der „Peonage“ und Schuldknechtschaft praktisch wie Sklaven gehalten werden, so hat dieses System für sie den Nachteil, daß ihr Herr sie jederzeit hinausschmeißen kann und vor allem im Krankheits- und Altersfall nicht für sie zu sorgen braucht. Auf den Sklavenplantagen konnte sich kein Herr dieser Verpflichtung entziehen. Die Sklavenhalter waren Aristokraten, und das „Noblesse oblige“ galt durchaus im Süden!

Die südstaatlichen Pflanzer müssen es immerhin einigermaßen verstanden haben, die Sklaven richtig zu behandeln; denn sie konnten den vierjährigen Verzweiflungskampf gegen die weit überlegenen Nordstaaten durchhalten, ohne daß ein ernsthafter Aufruhr der Sklaven sie bedrohte, denen das Emanzipationsedikt Lincolns doch bereits die Freiheit gegeben hatte.

Damit kann man auch einen erheblichen Teil der Berichte von der grausamen Behandlung der Sklaven in das Reich der Fabel weisen, beziehungsweise der Phantasie von Onkel Toms Hütte. Natürlich wurden Sklaven geschlagen, wenn sie faul und ungehorsam waren. Allein die Prügelstrafe war in Afrika von je üblich, und kein Neger findet etwas Entehrendes an ihr, wenigstens nicht, wenn er nicht in europäischen Anschauungen erzogen ist. Im Gegenteil, ich habe in unserer früheren ostafrikanischen Kolonie die Schwarzen allerorten darüber klagen hören, daß die Engländer an Stelle der unter der deutschen Herrschaft üblichen körperlichen Züchtigung Geldstrafen eingeführt haben. Und sie sehen darin lediglich einen gerissenen Trick der Engländer, ihnen ihre auf Minen und Pflanzungen hart erarbeiteten Ersparnisse wieder abzunehmen.

Eine bedenkliche Seite der Sklaverei ist natürlich das Ausgeliefertsein des Sklaven an seinen Herrn, und so kamen selbstverständlich auch Grausamkeiten und Folterungen vor. Aber diese Fälle waren doch verhältnismäßig selten, einmal, weil das Eigentumsinteresse des Herrn am Sklaven verhinderte, daß dieser verstümmelt oder gefährlich verletzt wurde, zum andern, weil Gesetz wie öffentliche Meinung es verwehrte.

Auf der anderen Seite sind in unserem erleuchteten und aufgeklärten Zeitalter allein in den allerletzten Jahren, d. h. von 1885 bis heute, an die dreitausend Neger gelyncht worden. Vieler dieser Lynchungen vollzogen sich unter so bestialischen Folterungen, wie sie auch in den bösesten Sklavenzeiten nicht schlimmer gewesen sein können. So hat man Neger nicht nur lebendig verbrannt, sondern vorher mit glühenden Eisen gefoltert und sie buchstäblich Zoll für Zoll bei lebendigem Leibe langsam zu Tode geröstet. Es gibt authentische Berichte und Photographien davon, die man nicht ohne tiefste Empörung lesen und ansehen kann.

Wenn ich hier so ausführlich auf das Problem der Sklaverei eingehe, so, weil

die Wirtschaftsrevolution, in der wir uns befinden, zusammen mit dem „Wettlauf der Kontinente“ um die Vorherrschaft, der gerade einsetzt, beinahe zwangsläufig die Wiedereinführung der Sklaverei für Afrika fordert.

Unter Sklaverei meine ich in diesem Falle natürlich nicht die grausame Form der Sklavenjagd und des Sklavenhandels, sondern die milde der Haussklaverei oder der Hörigkeit, wie sie praktisch in weiten Teilen Südamerikas heute noch besteht und mehr oder weniger auch in den Südstaaten der amerikanischen Union.

In einer Zeit, die die freie Individualwirtschaft prinzipiell beseitigt, die die Bauern wieder seßhaft macht und an die Scholle fesselt, sei es in Form des deutschen Erbhofgesetzes oder der russischen Kollektivwirtschaft, in einer Zeit, die die grundsätzliche Versorgungspflicht der Gemeinschaft aufstellt, kann die freie kapitalistische Wirtschaft in den Kolonien natürlich nicht andauern.

Das bedeutet, daß die afrikanische Stammesverfassung, die ja gebundene Wirtschaft ist, nach Möglichkeit erhalten, beziehungsweise, wo sie zerstört wurde, wiederhergestellt wird. Um aber für die weißen Plantagen und Industriebetriebe die nötigen Arbeitskräfte zu sichern, ohne die Neger zu zivilisieren und in der Folge zu proletarisieren, muß eine Art Arbeitspflicht eingeführt werden.

Es ist selbstverständlich, daß sich derartige Arbeitsverhältnisse nur unter der Voraussetzung stabilisieren lassen, daß die Oberhoheit der Weißen nicht weiter angetastet wird. Es ist deshalb klar, daß eine panafrikanische Bewegung, die von den Negern der Vereinigten Staaten gestartet wird, den europäischen Interessen stark zuwiderläuft. Deshalb ist Europa daran interessiert, daß die Schwarzen Amerikas sich als „Weiße“ und als Amerikaner fühlen und sich nicht um Afrika kümmern.

Bis heute ist das der Fall. Die Garveysche Panafrikabewegung ist bis heute einflußlos. Desgleichen ist die panafrikanische Propaganda der Äthiopischen Methodistenkirche bisher ohne nennenswerte Wirkung geblieben. Ganz abgesehen davon ist zum mindesten die südafrikanische Union überaus vorsichtig in der Gewährung von Einreiseerlaubnissen für amerikanische Farbige.

Aber die Verhältnisse mögen sich ändern, und es ist immer schwer, eine starke Idee auszuschließen. Es liegt daher im stärksten Interesse Europas, daß afrikanische und amerikanische Neger so streng geschieden und ohne Verbindung miteinander bleiben wie bisher. Die von mancher Seite propagierte Lösung der amerikanischen Farbenfrage, daß die Neger nach Afrika zurückkehren, wäre für Europa die schlimmste. Übrigens für Afrika auch; denn dieser bisher ruhige Kontinent erhielt dadurch — so grotesk es auch klingen mag — ein unassimilierbares revolutionäres Element.

Drei Jahrhunderte Amerika, ohne jede Verbindung mit dem Ursprungskontinent, haben die Neger in den Staaten zu Amerikanern gemacht. Und sie haben ihrerseits die Vereinigten Staaten mitgeschaffen. Diese sind das Werk dreier Kontinente: Amerikas, das den Boden hergab; Europas, das Phantasie, Wille und Führung lie-

ferte, und Afrikas, das die schwere Arbeit übernahm. Das gilt zum mindesten für den ganzen Süden der Staaten.

Der schwarze Amerikaner hat sich bemüht, „weiß“ zu denken, ja, soviel an ihm liegt, auch weiß zu werden. Es gibt kein Negermädchen, das es sich halbwegs leisten kann, das sich nicht die Haare entkräuseln läßt. Es ist der höchste Ehrgeiz in der Negergesellschaft, möglichst licht zu heiraten. Alles, was dem Farbigen hier begegnet, denkt er doppelt durch, als Schwarzer und als Amerikaner. Er überlegt sich, wie es auf den weißen Amerikaner wirken würde, und handelt dementsprechend. Diese Tendenz geht auf die Anfänge der Sklaverei zurück. Schon die Sklaven kannten keinen höheren Ehrgeiz, als die Weißen zu imitieren. Und der höchste Ehrgeiz jedes Farbigen in den Staaten ist „to pass“, das heißt, als weiß zu gelten und unbemerkt in das weiße Lager hinüber zu passieren. Es ist bezeichnend, daß ein solches Überlaufen nicht als Rasseverrat angesehen wird und seine Feinde den Überläufer nicht denunzieren.

Ein solches „Weißwerden“ des amerikanischen Negers wäre vom Standpunkt der Aufrechterhaltung der europäischen Herrschaft in Afrika das beste. Es gibt auch eine ganze Anzahl Amerikaner, die das allmähliche Aufgehen der Farbigen in der sich bildenden gesamtamerikanischen Rasse nicht nur für unvermeidlich, sondern auch für das günstigste halten. Damit würde Nordamerika lediglich dem Beispiel Mittel- und Südamerikas folgen, in dem es bekanntlich keinerlei Farbenschranke gibt und ein Vollblutneger Minister werden kann.

Derartige Meinungen sind allerdings bisher vereinzelt, und die wenigen, die sich zu ihr bekennen, ziehen im allgemeinen keine praktischen Konsequenzen daraus. Immerhin ist kein Zweifel daran, daß die Farbenschranke langsam abbröckelt. In Chicago kann sich ein Schwarzer bereits mit einer weißen Frau auf der Straße zeigen, ohne daß dies einen Auflauf erregt, ja, ohne daß sich jemand nach dem Paar umsieht. Und bei aller Rassenscheidung und bei allem Rassenvorurteil ist es unleugbar, daß die beiden Rassen erotisch eine starke Anziehung aufeinander ausüben. So ist es möglich, daß mit dem Aufstieg der Farbigen auf der ökonomischen Leiter Ehen zwischen Schwarz und Weiß häufiger werden.

Die Unlösbarkeit und die Gefährlichkeit der amerikanischen Negerfrage liegt vor allem darin, daß die Amerikaner sich nicht darüber einig werden können, welche Haltung sie ihren dunklen Mitbürgern gegenüber einnehmen sollen. Nicht nur, daß Süd und Nord voneinander abweichen, auch in den gleichen Gebieten hat die Stellung gegenüber den Farbigen dauernd gewechselt.

Man möchte annehmen, daß im Verlauf der Jahrhunderte, je mehr die Zeit der Sklaverei in die Vergangenheit zurücksinkt, die Scheidung zwischen Schwarz und Weiß dauernd geringer wird. Allein das ist durchaus nicht der Fall. Es besteht gar kein Zweifel, daß zur Zeit der Sklaverei das Verhältnis zwischen den beiden Rassen ein menschlich besseres und vertrauterer war als heute. Die weißen

Herren lebten mit ihren schwarzen Sklaven in einer Wirtschafts-, teilweise sogar in einer Hausgemeinschaft. Der schwarze Sklavenhandwerker war wirtschaftlich besser dran als der freie schwarze Arbeiter heute, der wegen seiner Hautfarbe keine höher bezahlte Arbeit erhalten kann, außer etwa in Zeiten ausgesprochenen Arbeitermangels. All die strengen Farbenschranken mit ihrem den Farbigen entehrenden Charakter sind erst eine Errungenschaft der Zeit nach dem Sezessionskrieg. Alle Gesetze im Süden, die die Schwarzen in bestimmte minderwertigere Züge, Wagen, Toiletten und Restaurants verweisen, sind erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erlassen worden, manche sogar erst in unseren Tagen, so zum Beispiel das im Jahre 1926 in Virginia erlassene Gesetz, daß Schwarze nicht mit Weißen auf dem gleichen Flur sitzen dürfen. Nach dem Bürgerkrieg saßen im Kongreß an die zwei Dutzend farbige Abgeordnete, heute ein einziger. Das Parlament von South Carolina verfügte im Jahre 1868 über eine schwarze Majorität — heute eine undenkbar Vorstellung. Vor und während des Bürgerkrieges führten die Sklaven die Bücher ihrer Herren und leiteten ihre Plantagen. Während der Sklavenzeit konnte im Sklavenstaate North Carolina ein Neger, der die Universität von Princeton absolviert hatte, eine Privatschule leiten, in die weiße Kinder gingen, sogar die beiden Söhne des obersten Richters. Heute protestieren mitunter im amerikanischen Norden, der für die Befreiung der Neger focht, weiße Eltern, wenn ihre Kinder unter einem weißen Lehrer mit farbigen in die gleiche Volksschule gehen. Die farbigen Studenten an der Chikagoer Universität finden in keiner Studentenverbindung Aufnahme.

So ist die Unsicherheit, ja Ungesetzlichkeit, unter der ein amerikanischer Neger lebt, das schlimmste und gefährlichste. Ein Farbiger mag ein restlos gebildeter Mann sein, ein angesehener Arzt oder Anwalt, er mag sogar weiße Freunde haben, mit denen er gleichberechtigt verkehrt. Und doch mag es ihm passieren, daß er durch die geringste Unvorsichtigkeit in schwerste Bedrohung von Leib und Leben gerät, und er muß unter Umständen die schlimmsten Demütigungen einstecken, da er andernfalls nicht nur sich in Gefahr bringt, sondern auch seine Angehörigen, ja seine ganze Rasse.

Der groteskste Fall ist einem wohlhabenden und gebildeten Neger aus dem Norden auf einer Reise durch den Süden passiert. Er verlangte in einem Laden Prinz-Albert-Tabak, worauf der Verkäufer ihn anfuhr: „Was willst du, Nigger, kannst du nicht lesen!“ Worauf dem fremden Neger, wollte er nicht schwere Unannehmlichkeiten riskieren, nichts anderes übrigblieb, als demütig zu sagen: „Ich möchte Mister-Prinz-Albert-Tabak“; denn ein geheiligtes Tabu gebietet, daß kein Farbiger den Namen eines Weißen ausspricht, ohne Mr. davorzusetzen, während dem Farbigen die Bezeichnung Mr., Mrs. oder Miß vor seinem Namen grundsätzlich verweigert wird, ein Brauch, der allerdings langsam erschüttert wird.

Allein woher soll ein Farbiger wissen, ob, wann, wie und wo er die Gefühle

eines Weißen verletzt. Nach dem Kriege sind schwarzen Offizieren, die sich in Frankreich ausgezeichnet hatten, Uniform und Dekorationen durch den Mob vom Leibe gerissen worden, und zwar nicht nur im Süden, sondern sogar im Norden, aus keinem anderen Grunde, als weil es dem weißen Gefühl widersprach, einen Schwarzen in Offiziersuniform zu sehen.

Die Interessen Amerikas wie die der übrigen weißen Welt erfordern dringend, daß sich die Vereinigten Staaten endlich zu einer einheitlichen Haltung und Politik den Farbigen gegenüber entschließen und sie konsequent durchführen. Ganz einerlei, welche Haltung sie einnehmen, ob Rassenmischung oder Rassentrennung, Einführung eines Kastensystems oder Überlassung von ein oder zwei Staaten der Union an die Schwarzen, in denen sie sich zu eigenen Staaten zusammenschließen mögen, jede Lösung wäre besser als die heutige Situation, die keine Lösung ist und niemals eine sein wird.

Aber es wird nicht dazu kommen. Die Vereinigten Staaten sind viel zu zerrissen und viel zu uneinheitlich, als daß ein geschlossener nationaler Wille sich zu bilden vermöchte, auch nur die brennendsten und schwierigsten Probleme zu lösen. Und so wird in der anhebenden Wende, die Amerika heute durchmacht, in dieser Krise, die die Wurzel seines Wesens und seiner Existenz bedroht, auch die Negerfrage bald so, bald so behandelt werden, bald wird man den Schwarzen Möglichkeiten gewähren, bald sie ihnen wieder nehmen, bis vielleicht in all der Unrast, Unruhe und Gefahr ein nationaler Dichter ersteht, der mit all den anderen schwierigen Fragen des amerikanischen Lebens und der amerikanischen Wirtschaft auch diese unlösbar scheinende einer Lösung zuführt.

JOSEPH MÄRZ:

Das Verkehrsproblem Südosteuropas

Jede Betrachtung der südosteuropäischen Verhältnisse und des Donauraumes kann, ganz unabhängig von ihrem jeweiligen Ausgangspunkt und ihrer besonderen Zielsetzung, nicht an dem Zustand des Verkehrswesens vorübergehen. Südosteuropa besitzt noch kein organisch gewachsenes Verkehrsnetz. Die Gründe dafür sind nicht schwer zu finden. Die Staaten des Südostens haben keine gleichlaufende geschichtliche Entwicklung gehabt, die Staatskerne, das ältere Serbien, Griechenland, Bulgarien, Rumänien, lagen nicht nebeneinander (auch zwischen Rumänien und Bulgarien wirkte die Donau trennend), sondern sozusagen eingebettet in türkischen Besitz, die Ereignisse nach 1918 haben Umstellungen nötig gemacht, deren Wirkungen noch nicht abgeschlossen sind, zudem ist die Finanzlage dieser Agrarstaaten ein Hindernis, ganz nach eigenem Wunsch die Einflüsse fremder Wirtschaftsziele und militärischer Wünsche auszugleichen, wie sie in vergangenen Jahrzehnten die Anlage mancher Hauptbahnstrecke mitbedingt haben.